

Ötztöler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Ötztöler Bote“

40. Jahrgang

Donnerstag, 23. September 1972

Nummer 9

Josef Astner:

2. Hotel „Defreggerhof“, Iselsberg

Eine Haus- und Familiengeschichte

Beim „Badwirt“

Josef Gruber kam mit seiner Familie im Jahre 1881 bald nach Neujahr als Pächler zum „Badwirt“, genannt „Bad und Gasthaus zum Glockner“; als solches war es im Jahre 1873 eröffnet worden.

Besitzer des Betriebes war die Familie v. Aichenegg, der Gasthof „Alchenegg“ und Gasthof „Post“ in Winklern gehörte.

Die Heilkraft des Bades, besonders gegen Rheuma, wurde hier wie weiter westlich im „Gumpitschbadl“ besonders von Älteren Frauen geschätzt, welche auch einen Gutteil der Gäste bildeten, besonders im Herbst, wenn die schwere Feldarbeit zu Ende war. Aber auch andere Stammkunden und Durchreisende kehrten gerne ein, weil die ganze Familie Gruber so sangesfreudig war und auch jederzeit mit einem vollendeten Schuhplattler aufwarten konnte. Dazu kam noch die günstige Verkehrslage, denn die alte Straße führte von der „Wacht“ (Mautstelle) herein, bog an der heutigen Antoniuskapelle hinunter zum Badwirt und senkte sich von dort in scharfen Serpentinaugen nach Winklern. Die heutige Straße mit der derzeitigen Trassenführung wurde erst im Jahr 1957 fertiggestellt. Ferner konnte sich der aufkommende Touristenverkehr für das Wirtsgeschäft nur günstig auswirken.

Im Laufe der Jahre stellte sich aber heraus, daß mit dem Ende des Jahrhunderts auch das Pachtverhältnis enden sollte. Also mußte sich Gruber rechtzeitig umtun.

Er trug sich mit dem Gedanken, einen Grund an der Straße zu kaufen und ein eigenes Gasthaus zu bauen, mußte aber bald merken, daß schon beim Grunderwerb Widerstände auftauchen würden (zuwenig Barvermögen und Kredit?).

Zur Rettung fand sich ein völlig unverdächtigter Mittelsmann in der Person eines langjährigen Stammgastes, des Herrn Oberst Cäsar v. Walzl aus Wien, der seinen Urlaub beim Badwirt zu verbringen pflegte.

Dieser Oberst v. Walzl kaufte im Dezember 1898 vom damaligen Steinerbauer, Chri-

stian Lederer in Winklern, das „Steinermooß“ (Grundparzelle 372/2). Nach dem Tode des Oberst ging das Grundstück in den Besitz seiner Tochter Helena v. Walzl über, welche es am 30. Mai 1901 an die Eheleute Josef und Helene Gruber, je zur Hälfte, verkaufte. Durch den Hausbau kam es dann zur Eröffnung der Grundbucheinlage Zl. 115 der Katastralgemeinde Winklern mit folgender Unterteilung:

372/2	Wiese
372/4	Garten
178/1	Wohngebäude Nr. 31
215	Kapelle (1832 erbaut)
178/2	Baufläche
372/8	Garten

Bevor der Neubau jedoch bezugsbereit war, mußte noch für die Familie gesorgt werden, die ja das Badl verlassen mußte. Zu diesem Zwecke pachtete Josef Gruber im Jahr 1900 das „Bad Jungbrunn“, dessen früherer Besitzer, Michael Huber, auch nicht mehr zurechtgekommen war, sodaß die ganze Realität am 14. Mai 1898 versteigert und zum Ausrufpreis von 8.000 fl verkauft wurde. Während des Umzuges wohnten die Kinder beim Unterhofer (Onkel) in Gbnach.

Der Defreggerhof

Im Jahre 1901 kaufte Josef Gruber von Fräulein Helena v. Walzl besagtes Steinermooß und begann sofort mit den Vorarbeiten für den Hausbau. Er zog mit den Pferden auf den Penzelberg, hob den Grund aus und führte Steine. In dieser ersten Zeit wohnte er selbst beim Plattner, wo auch die Pferde untergebracht waren (später Dr. Mair, dann abgebrannt). Dann errichtete er auf eigenem Grund eine Baracke (wo heute die Baulichkeiten des Franz Gruber stehen). Die Familie, die „Jungbrunn“ anscheinend nur bis zum Sommer 1901 bewirtschaftet hatte, zog zunächst auch in diese Baracke ein, ebenso die Pferde. Im Herbst konnten die Leute bereits im Parterre des Defreggerhofes einziehen.

Gegenüber vom Haus stand eine alte Schneepflughütte, in welcher Vater Gruber sein Mittagsschlafchen zu halten pflegte. Als im Herbst eine Gruppe junger Leute vom Oktobermarkt von Winklern auf der Penzelberg heraufkam, hörte Gruber sie reden: „Wozu braucht denn der Gruber ein Gasthaus?“ Tatsache ist, daß der Bau vor Anfang an als Gasthaus gedacht war.

Im Sommer 1902 war der erste Stock gerade fertig, als an einem Vormittag die ersten Fremden eintrafen. Sie mußten sich aber ein bißchen gedulden, denn die Zimmereinrichtungen trafen erst nachmittags ein.

Die Gasthauskonzession war bis dahin auch schon erteilt worden. (In der Bezirkshauptmannschaft Spittal findet sich eigenartigerweise darüber überhaupt kein Ak. und kein Verleihungsvermerk).

Das Haus — also wohl das fertige — wurde im Grundbuch Winklern unter 28. September 1903 als „Wohngebäude Nr. 29“ eingetragen. (Im Jahre 1904 erhielt es im Juli die Nr. 30 im August die heutige Nr. 31; die früheren Nummern gingen auf die Nebengebäude über).

Der Grundkauf, vor allem aber der Hausbau, ging weit über die bescheidenen finanziellen Kräfte Grubers. Es ist daher anzunehmen, daß Frau Helene deswegen schon frühzeitig beim Onkel Franz v. Defregger vorgespochen hat. Er hat auch wiederholte bedeutende Beträge vorgestreckt und damit sicherlich den Bau und die Familie gerettet. Dafür wollte man dem guten Onkel und berühmten Mäiar gerne ein Denkmal setzen, indem man das Haus nach ihm „Defreggerhof“ benannte.

Franz Defregger, geadelt als Ritter Defregger, war Kunstmaler und Professor an der Kunstakademie in München. Im Jahre 1882 wurde übrigens sein Sommerhaus am Ederplan vollendet. Seine Nichte Frau Helene Gruber, ist ihm in dringende Geldnot sogar nach Italien nachgereist, wo er auf Erholung weilte, um die drängende:

Gläubiger befriedigen zu können. Franz v. Defregger ließ sich die gewährten Darlehen unter zweimal im Grundbuch als Forderungen eintragen, und zwar: Auf Grund eines Schuldscheines vom 14. August 1801 das Pfandrecht für eine Darlehensforderung von 12.000 Kronen samt 4 Prozent Zinsen und Kautions für Nebenverbindlichkeiten zugunsten der Ehegatten Franz v. Defregger und Anna v. Defregger, je zur Hälfte; und auf Grund der Schuldscheine vom 6. und 15. Febr. 1803 das Pfandrecht für ein Darlehen von 16.000 Kronen samt 4 Prozent Zinsen für Franz Ritter v. Defregger. (Im Jahr 1803 hat er das ihm gehörende Oberhofergut in Gödnach an den Unterhofbauern Franz Plankensteiner verkauft).

In der Folgezeit scheinen noch andere Darlehensgeber auf, deren Forderungen manche Seite des Grundbuches füllen.

Dies konnte aber die Baufröudigkeit des Josef Gruber nicht hemmen. Er ließ die vorerwähnte Behellsbaracke ab und baute dort ein Wohnhaus („Auszüglerhäusl“) und ein Wirtschaftsgebäude für die Landwirtschaft und den Viehstand von einigen Pferden und ein paar Kühen. (heute Besitz des Franz Gruber).

Schließlich baute er im Jahre 1832 noch die Antoniuskapelle, wofür Sepp Defregger das Altarbild malte.

Diese Kapelle war ein besonderes Herzensanliegen von Frau Helene gewesen und war schon von Anfang an geplant. Sie ließ die Kapelle dem hl. Antonius weihen, damit der erbende Sohn eine christliche und tüchtige Hausfrau finden möge.

Defreggerhof, Straße, Fremdenverkehr

Kehren wir in die ersten Betriebsjahre des neuen Gasthofes zurück. Der Entschluß Grubers, sein Gasthaus an die Straße über den Iselsberg zu bauen, entsprang sicherlich seiner Überzeugung vom zunehmenden Fremdenverkehr. Diese Annahme war insoweit berechtigt, als seit der Erstbesteigung des Kleinglockners durch Kardinal Graf Salm (Bischof von Gurk) im Jahre 1799 und des Großglockners im Jahre 1800 durch Pfarrer Horasch der Touristenverkehr auf der Dölsach-Mölltalerstraße — besonders auf letzterer — immer mehr zunahm. Dies ist aber auch auf die Initiative der Heiligenbluter zurückzuführen, welche in dieser Hinsicht viel aufgeschlossener und weitsichtiger waren als etwa die Iseltaler, welche trotz der Großvenediger-Erstbesteigung im Jahre 1840 nur wenig Initiative für den Touristenverkehr entfalteten.

Josef Gruber nahm regen Anteil am Bau der alten Glocknerstraße (beim Alten Pöcher hinauf) und unterstützte ihn nach Kräften. Er selbst besaß auch einige Pferde und eine Konzession für Flaker (Wiener Ausdruck für Ein- und Zweispänner). Die Zeitgenossen Grubers schildern ihn als fleißigen und tüchtigen Mann, der aber andererseits auch gerne nicht zu schmalspurig auftrat, also bei Dingen, wo er mitat oder an denen er interessiert war, es nicht unterließ, sein Licht hell genug leuchten zu lassen. Aber nicht etwa als Angeber, viel eher aus starkem Selbstbewußtsein.

Seine Frau Helene verstand die Wirtschaft und war sparsam. Ehemalige Dienstboten erzählten öfters von den vielen „Häfelern und Reindlern“, im einen ein Knödel, im andern ein Stückl Fleisch, im dritten ein paar Salzkartoffel usw. Alles wurde aufbe-

wahrt. Und wenn außerhalb der Essenszeit ein hungriger Gast des Weges kam, setzte sie ihm — je nach gutem Eindruck oder Beliebtheit — Fleisch, Knödel oder Kartoffel usw. in absteigender Qualität vor.

Ein arges Hindernis für den Verkehr war jedoch die elende Straße von Dölsach über den Iselsberg nach Winklern. Schon im Jahr 1809 jammerten die Reisenden, daß „die Begehung der Iselsbergstraße beschwerlich und das Befahren martervoll“ sei. Auch nach der Bahneröffnung (30. November 1871) besserten sich die Verhältnisse kaum, und die Fuhrleute riskierten über den Iselsberg auch noch im Jahre 1882 Pferd und Wagen.

Diesem Übel sollte — wie auch anderswo — die Bildung von „Straßenkonkurrenzen“ abhelfen, d. h. die anliegenden Ortschaften sollten die Straße instandhalten, bzw. verbessern, wofür sie von den Fuhrwerken eine Maut einheben durften. Für die Iselsbergstraße fand im J. 1886 die Vorbesprechung in Dölsach statt. Die Ortschaften von Dölsach bis Iselsberg erklärten sich grundsätzlich einverstanden, sofern man ihnen selbst bei Benützung eine Mautvergünstigung gestatte. Aber die Konkurrenzstraßen waren trotzdem finanziell viel zu schwach, obwohl sie für wesentliche Verbesserungen und Verbreiterungen 30 bis 40 % der Kosten vergütet bekamen. Auch die Bahn war daran interessiert, Fracht und Fahrgäste an den Schlenenstrang zu bekommen. Die Gastwirte Putzenbacher und v. Aichenegg in Winklern drangen auf einen Straßenbau von Dölsach aus, während die Lienzer das Projekt Lienz — Debant — Görtschach — Iselsberg durchdrücken wollten, aber wegen der hohen Kosten dann nicht ausführen konnten. Somit begann der bekannte Lokalbahnbauer Ing. Riehl mit dem Straßenbau ab Dölsach und vollendete ihn binnen zwei Jahren (1889) bis Winklern. Aber die Erhaltung war so schlecht, daß nach wenigen Jahren der Zustand schon als „fürchterlich“ bezeichnet wurde. — Im J. 1930 wurde die Benzinsteuer eingeführt und dafür die Mauthebung aufgelassen. Im J. 1938 wurden alle Konkurrenzstraßen als Landesstraßen übernommen.

Noch im gleichen Jahr begannen die Arbeiten für den Neuausbau als sogen. „Reichsstraße“ (heute „Bundesstraße“). In den Jahren 1939 bis 1941 wurden zunächst auch polnische, später französische Kriegsgefangene eingesetzt. Bis 1941 war die Neuanlage von Lienz bzw. Dölsach über Strimbach bis zur Debantkehre (Hochreide) sowie von der Paßhöhe bis Winklern im wesentlichen fertiggestellt, jedoch noch ohne Asphaltbelag. In diese Zeit fallen besonders sämtliche Brückenbauten. Von 1942 bis 1947 ruhte der Ausbau. 1948 bis 1957 folgte die Neuanlage der Debantkehre über den Moserwald (Harwart), Iselsberg bis zur Paßhöhe sowie die Asphaltierung der ganzen Strecke von Lienz, bzw. Dölsach bis Winklern.

Auch der Postverkehr spielte in der Entwicklung eine große Rolle. Vor 1886 ging nur ein fußgehender Postbote von Dölsach nach Winklern. Ab 1. 4. 1888 wurde die Fußbotenpost aufgelassen, dafür verkehrte einmal am Tage in beiden Richtungen die Fahrpost (Postbotenfahrten), die im Sommer bis Heiligenblut ausgedehnt wurde. Die Postboten wurden dabei durch die Postablagestellen unterstützt, wo sie für

die Umgebung die Post abgeben und abholen konnten.

Solche Postablagestellen gab es erst seit Maria Theresia. Vorher haben Böttinnen und Fuhrleute privat mitgenommen und zugestellt und damit ein ganz gutes Nebengeschäft gemacht, gleichzeitig aber den Postboten um seine (beim Empfänger zu kassierenden) Einnahmen gebracht. Daher gebot die Kaiserin im J. 1748 ernstlich, „daß die Landkutscher, Lehenrößler und Boten sich nicht mehr unterstehen sollten, einige (etwaige) Briefe zu sammeln und zuzustellen“.

Den Poststellwagen von Dölsach bis Winklern fuhr Josef Eder, Dölsach. Von Winklern besorgte F. Wernisch die Fortsetzung ins Mölltal. Die Postablage am Iselsberg war beim Badwirt Aber ab Sommer 1804 wurde sie aufgelassen und dafür ein Postamt bis Mai 1907 im Defreggerhof eingerichtet (sicherlich auf Betreiben Grubers); im Sommer war tägliche Postablage, sonst weniger. Und alles freute sich, wenn vom Putzenbacher herein das Posthorn erscholl, das der Fahrer so schön zu blasen verstand. Am Personenverkehr auf den Nebenstrecken war die Post zunächst nicht interessiert und überließ dieses Geschäft ihren fahrenden Boten oder Privaten.

Neben den Postfuhrleuten gab es aber eine immer mehr zunehmende Anzahl von Fahrtunternehmern. Zwischen 1885 und 1905 sind 8 Gewerbeberechtigungen für „Bereitstellung von Ein- und Zweispännern am Bahnhof Dölsach“ eingetragen (Eder Josef und Johann Putzenbacher, Grubler, Waldner, Zeiner, und andere; in Winklern besonders Merzinger). Dazu kam noch eine Anzahl, die von Lienz (über Dölsach) die Strecke befuh. Die Reisenden kamen hauptsächlich aus Wien und Triest. Hauptanziehungspunkte waren Heiligenblut und Großglockner.

Die Poststellwagen („Landauer“) waren schwere Fahrzeuge mit breiten Rädern. Hinten war die Posttruhe darauf, ein bevorzugter Sitzplatz mit besserer Aussicht. Eder hatte bis zu 18 Pferde, Putzenbacher etwa 10. Postmeister in Dölsach war Weingartner (im alten Weingartnerhaus).

Die vielen Flaker in Dölsach stürzten sich immer zuerst auf die Waggon der 1. Klasse und führten dabei richtige Kämpfe auf, so daß sie einmal einem Reisenden sogar einen Koffer entzweirissen. Dafür wurde ihnen dann das Betreten des Bahnhofgeländes verboten. Ganz großen Neid erregte im J. 1804 der „Wetscheter“ (Pichlkostner = Zeiner), der damals den nicht erkannten Franz v. Defregger vom Bahnhof nach Stronach führte, worauf der Wetscheter sein Leben lang stolz war.

Weitere regelmäßige Straßenbenützer waren die Frächter. Von ihnen wurde auf der Iselsbergerstraße besonders der Trojer in Winklern bekannt. Er hatte immer einen sogenannten Zahnschlüssel mit. Während seine Pferde bei Gasthöfen rasteten, riß er den Leuten Zähne aus oder ab.

Andere begehrte Fahrgäste waren die Handelsreisenden. Je mehr Koffer einer hatte, eine umso längere Fahrt gab es, oft wochenlang, sogar Monate. Franz Wassermann (Lienz) fuhr öfters mit solchen nach Heiligenblut oder nach Möllbrücke. Handelsreisende zahlten pro Tag 6 Kronen für einen Einspänner. Der Fuhrmann mußte sich selbst verpflegen und auch das

Pferd auf eigene Kosten versorgen. Ein- und Ausspannen war Sache des Gastwirts, bzw. seines Knechtes, wenn es nicht zu spät oder zu früh war. Eine Fahrt mit einem Zweispänner von Lienz bis zum Glocknerhaus und zurück dauerte 3 Tage.

Im J. 1896 kostete eine Fahrt mit einem Landauer (für 5 Personen zugelassen) von Dölsach nach Heiligenblut 3,20 fl. Nach 1910 tauchten auch die ersten Autos im öffentlichen Verkehr auf sowie Lastautos, schwere Wagen mit Vollgummibereifung und Kettenantrieb. Auch Josef Gruber hatte einen solchen. Unter seinen Fahrern war auch der „Roaner Seppi“ (Josef Obersteiner, Erbauer und Besitzer des Hotels Iselsbergerhof). Er wohnte damals (mit seiner kurz vorher angetrauten Frau) im Nebenhaus beim Defreggerhof.

Eine willkommene Erfrischung war das gute Gumpitschbrännl, unterhalb vom Gumpitsch am Iselsberg (alte Straße). Es ging wohl kaum ein Pferd über den Iselsberg, ohne daraus getrunken zu haben.

Es ist klar, daß der unglückliche Ausgang des Ersten Weltkrieges die verkehrorientierten Betriebe im Raume Osttirol wegen der neben trennenden Staatsgrenze besonders empfindlich traf. Die hereinströmende Inflation hatte für Gruber allerdings den einen Vorteil, daß die gefährliche Schuldenlast auch zusammenschmolz.

Franz Gruber

In dieser Zeit zeigte der älteste Sohn, Franz Josef, Lust, den Defreggerhof zu übernehmen (Vater war bereits über 60 Jahre alt), aber der Vater wollte nicht. So zog Josef nach Landeck, kaufte dort das Hotel Post und heiratete Lulise Stiegmann aus Berlin, deren Markzuschuß es ihm wahrscheinlich ermöglichte, das Hotel über die kommenden Kriegsjahre zu retten.

Der Sohn Andreas, als frohsinnig und gesellschaftsfreudig bekannt, arbeitete zunächst zu Hause und betätigte sich später als Pächter und Erbauer anderer Gasthäuser (s. Teil I). Er zeigte aber keine Lust, den Defreggerhof zu übernehmen, zumal durch Zu- und Neubauten die Schuldenlast wieder gewachsen war.

Somit blieb nur mehr der jüngste Sohn, Franz Gruber, geb. 1. 3. 1900 in Winklern. Er war Pächter der Rupertshäuser in Heiligenblut gewesen und weltum bekannt als guter Sänger und Gitarrespieler, der es verstand, viele frohe und lange Abende zu gestalten.

Im J. 1929 übergab Josef Gruber seinem Sohn Franz den Defreggerhof. Gleichzeitig ging das Nebenhaus („Auszügerhäusl“) in das Eigentum des Vaters Josef und der Mutter Helene über, je zur Hälfte. Damit entstand im Grundbuch die Einlagezahl 151 für das Wohngebäude Nr. 29, das erst kurz vorher erbaut worden war. Im J. 1932 erbaute Josef Gruber noch die früher erwähnte Antoniuskapelle.

Im Monat der Übernahme, am 14. Mai 1929 schloß der neue Besitzer Franz Gruber in Salzburg die Ehe mit Corona Sandtner, geb. 5. J. 1905 in Abtenau (Teil I). Sie war als Köchenkassierin in den Defreggerhof gekommen und hatte bald Vertrauen und Liebe des Wirtes gewonnen. Auch diesen Wirtsleuten wurde das Leben nicht leicht gemacht. Besonders die „Tausendmarksperrre“ drohte den ganzen Fremdenverkehr und somit die Haupteinnahmequelle Österreichs

zu vernichten. Die spätere Entschuldungsaktion für Fremdenverkehrsbetriebe brachte zwar eine vorübergehende Erleichterung, aber dafür brach im Herbst 1939 der Zweite Weltkrieg aus.

Franz Gruber wurde bald einberufen und kam zunächst mit den Gebirgsjägern nach Frankreich, später nach Rußland, wo er am 20. Februar 1942 bei Slawjansk (Ukraine) fiel.

Damit ging die ganze Last auf Frau Corona über, welcher der Besitz, einschließlich des Nebengebäudes der Schwiegereltern, übertragen wurde mit der Auflage, ihn für die Kinder (Hella, Eilfriede, Astrid und Franz) treuhänderisch zu führen.

Sie erhielt noch die Konzessionen für Handel mit Zuckerwaren (1949) und Taxi mit Pkw. mit 8 Sitzen (1950). Auch den Handel mit Schreibwaren, Andenkenartikel, Ansichtskarten und Fotoartikel (von ihrem Mann 1940 erworben) führte sie weiter.

Ihre Tochter Hella (Helene), geb. 6. 9. 1930 in Klagenfurt, ebelichte am 12. 10. 1965 den Gastwirtssohn Albert Amort, Pension Lasarz, Tristach (geb. 18. 11. 1926 in Lienz) und zog als künftige Wirtin dorthin. Den Defreggerhof sollte der Jüngste, Franz, übernehmen. Aber dieser warf alle Pläne um, indem er erklärte, am Gastbetrieb keinerlei Interesse zu haben, wohl aber sehr an der Landwirtschaft, deren Übergabe als Erbe er wünschte.

Nun wollte die Mutter — und die anderen Geschwister beten auch darum —, daß Hella mit ihrem Mann Albert wieder zurückkommen und den Defreggerhof übernehmen möge. Zwar hatte die Mutter gemeint, beim Defreggerhof müsse man froh sein, wenn man die Zinsen für die Schulden aufrückte, aber die jungen Leute waren da anderer Ansicht und kehrten zum Defreggerhof zurück. Im Dezember 1962 erfolgte die amtliche Übergabe an

Helene Amort, geb. Gruber.

Frau Corona Gruber legte die auf sie lautenden Konzessionen 1965 zurück. Sie starb am 3. März 1967 im Krankenhaus Lienz.

Der Besitz ist (1968) wie folgt verteilt: Hella Amort besitzt das Hotel Defreggerhof, ihr Bruder Franz die nun davon getrennte Landwirtschaft. Albert Amort besitzt die Pension „Lasarz“, sein Bruder Josef Amort die „Dolomitenhütte“. Der Pacht des „Glocknerhauses“ am Großglockner gehört zur „Lasarz“. In den letzten Jahren haben Albert und Hella im Sommer gemeinsam das „Glocknerhaus“ geführt; Helles Schwester Astrid führte für sie den Defreggerhof, und Mutter Amort führte, wie immer, die Pension Lasarz.

Da mit dem Namen Amort (= Am Ort) = Hof am Anfang oder Ende des Ortes, ein neuer Wirtensime auf den Defreggerhof gekommen ist, sei hier, in Ergänzung zu den früheren Familiengeschichten, noch ein Blick auf dieses Geschlecht geworfen.

Am Ortsrande von Tristach steht der „Wutz-Hof“, der (vor der frühen Teilung) einmal der größte Hof von Tristach gewesen sein dürfte u. sicher sehr alt ist. Wahrscheinlich ist es der Hof, den der hl. Bischof Albin von Brixen (1048 — 1061) vom Edelmann Schrot als Schenkung erhielt.

Als Besitzer scheinen urkundlich in der Geschlechterfolge auf:

- Erasmus Wutz um ca. 1360
- noch ein Erasmus Wutz vor 1400
- noch ein Erasmus Wutz, geb. um 1540

- Matthäus Wutz, geb. 1579
- Peter Wutz, geb. 1689
- Matthäus Wutz heiratet 1685

Marla Wutz, geb. 1695, heiratet im J. 1713 den Thomas Amort (Am Ort) aus Lavant, der nun Wutzbauer wird. Blasius Amort (Wutzer), geb. 1732. Josef Amort, geb. 1763, heiratet die Maria Mair aus Lavant (Chronik: „Er war reich und starb armselig i. J. 1817“). Thomas Amort, geb. 1787, heiratet die Christina Mayr, von Thurn; er stirbt 1856. (Chronik: „Ihm folgt sein äußerst braver und sittsamer Sohn“). Thomas Amort, geb. 9. 9. 1830, heiratete am 18. 4. 1864 die Theresia Libiseller (geb. 1843); ihm folgt sein Sohn Josef Amort, geb. 17. 6. 1867, heiratet (Zl. 11. 1892) die Ursula Perfler (geb. 1870); ein Sohn, Josef Amort, geb. 6. 10. 1900 in Tristach, heiratet am 15. 2. 1928 in Maria Plain die Aloisia Urbaner aus Matri. Dieser Josef Amort war von Beruf Zimmermann und erbaute im J. 1929 die Pension „Lasarz“ in Tristach. Er starb am 28. Mai 1957. Sein ältester Sohn ist Albert Amort, der Ebemann der Hella, geb. Gruber.

Josef Gruber begann den Hausbau seinerzeit praktisch ohne Geld, vielleicht auch zur Elle angetrieben von seiner Frau Helene, der es im Bad Jungbrunn absolut nicht gefiel und die deswegen viel weinte. Der älteste Sohn Franz Josef half dem Vater, während die ältesten Töchter bei Gastwirten im Dienst waren; Franziska beim „Ranterwirt“ („Rose“) in Lienz und Anna beim „Deutsch“ (Hotel Sonne). Die jüngeren Kinder waren indessen „ausgestiftet“.

Später wurde erweitert und neu dazugebaut. Fleiß und Umsicht der heutigen Wirtsleute sind zu loben, denn das Haus steht innen und außen schöner da, als es jemals war. Die anhaltenden Jahre der Hochkonjunktur (1962 bis heute) taten das ihre, damit Sparsamkeit und Fleiß solche Früchte tragen konnten.

Ein Weiblein in Lienz; 140 Jahre alt

Es werden in dieser Landschaft sehr viel alter betagter Leut gefunden. Deren, so 100 Jahre erreichen, befinden sich viel, ist auch bey uns nichts neues; meistens sind es nur solche von dem Bauers- und dem andern armen Volk, die, so etwas mäßiger leben, auf den hohen Bergen und Almern wohnen, sich einer geringen und schlechten, mit viel unterschiedlichen Speis betragen. Vor Jahren ist zu Lienz gar ein altes Weiblein gewesen, welches, ob sie wohl fast kindisch — senes nepe bis pueri — und ihren Verstand und Sinn wenig gebrauchen können, ist durch andere glaubwürdige betagte Leut, welche sie vor fünfzig oder sechzig Jahren in ebenmäßiger (derselben) Gestalt und Wesen gesehen und gekannt haben, ausgeraitet (ausgerechnet) worden, daß sie über die 140 Jahre alt gewesen. Diese Weibsperson hat nur grobe Speisen, als da ist Kraut, Rubeben, Nudel und Blienten genossen, kein delikat oder schleckhaft Spels, wenn sie ihr auch angeboten worden, angenommen oder gessen. Im Gericht Lienz ist auch ein sehr alter Mann, Peter v. Gerach genannt, bal auch das 112 Jahr erreicht, ist auch noch bei Leben, gehet seine Weg und Steg, handelt und wandelt mit den Leuten, kauft und verkauft. Ist bei guter Vernunft, hat eine fürtrefflich Memoriam oder Gedächtnis, und weiß viel von alten Geschichten zu sagen.

Licht und Beleuchtung im Wandel der Zeiten

Thomas Tiefenbacher †

Wenn die Volkskunde am Kulturleben der Ahnen bauend nach Material sucht, so wird sie höchstens in einzelnen Bauernhäusern der hintersten Bergtäler und -dörfer noch Reste von Beleuchtungshausrat der guten alten Zeit finden.

Unter dem Gerümpel des Dachbodens meines Helmathauses fand ich um die Jahrhundertwende noch alte Schmalzlampen und Tigel, Kerzenbretter, Lichtputzscheren, Zundersteine, Zunderreisen und Schwämme, zerbrochen und unbeachtet, so wichtig und unentbehrlich sie einmal waren.

Zundersteine trug man heim, waren sie ja im Lesachtale und Osttirol leicht zu finden, Zunderschwämme aus Birkenrinde waren auch nicht weit. Man hat sie gebeizt und getrocknet. Ein Zunderschlageisen mußte jeder haben, der ein Mann sein wollte. Zunderschlagen mußte jeder und jede können, die einmal Bauer und Bäuerin werden wollten.

Boden- und Grabungsfunde auf der Gurina im Oberegaitale bezeugen, daß die Römer, als sie dort siedelten und auf dem Jauken nach Erz gruben, schon Tonlampchen verwendeten.

Und solche Tonlampen mit Hausschmalz gefüllt, waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Lesachtal noch üblich. Ein Hafele mit einem Docht aus Lein- oder Wollfäden gedreht, hat man auf den Tisch gestellt oder an der Decke mit befestigten Ketten aufgehängt und angezündet. Der Docht mußte von Zeit zu Zeit nachgezogen und mit der Lichtputzschere beschnitten werden.

Daneben hat man das offene Leinöllicht in einem Tigel oder Glas mit Schwimmern verwendet. Luft- und Windhauch vertrugen diese Lichter nicht. Wollte man damit ins Freie gehen, stellte man sie in selbstgefertigte Laternen.

Diese „Lanterne“, drei Seiten mit ölgetränktem Papler beklebt, die vierte offen gelassen, später dann alle vier Seiten eingeklebt, waren eine eigenartige Spezialerzeugung heimischer Volkskunst.

Neben Schmalz- und Leinöllicht fand noch die im Haus verfertigte Unschlitkerze Verwendung. Bei den Hausschlachtungen hat man früher im Lesachtal und Osttirol nach dem „Wurschten“ noch Kerzen gemacht. Schaf- und Rindsunschlit wurde geschmolzen und in einem vorher mit heißem Wasser gefüllten Kübel geschüttet, so tief als die Kerze lang werden sollte. An die sogenannten „Kerzenbretter“ (2 runde Bretter mit 2 Handgriffen und vielen Löchern auf der Fläche) hat man die Dochte aus Woll- oder Leinern gellochten und befestigt. Und nun ging es los, das Kerzentunken. Das Brett mit den Dochten wurde ein- um das anderemal langsam senkrecht in die heiße Masse getaucht, herausgezogen, abtropfen und erstarren gelassen, wieder eingetaucht, so lange, bis die erforderliche Dicke der Kerze erreicht war. Durch das Abtropfen und Erstarren sind die Kerzen etwas kegelförmig geworden. Wollte die Talgmasse im Kübel stocken und das Wasser erkalten, hat man ersters neu geschmolzen, letzteres wieder aufgeköcht.

Ein zweites Verfahren mit dem Kerzenmodell stand ebenfalls in Gebrauch. Zwei

Bretter mit Holzschrauben verbunden, dazwischen zwei sich gegenseitig ergänzende Rinnen (Rillen) gaben das Modell. In die Rinnen hat man die flüssige Unschlitmasse hineingegossen. Dieses Kerzenmachen war einfacher und schneller als das Tunken mit dem Brett.

Butterschmalz, Leinöl, Unschlit lieferte die heimische Wirtschaft, die heimische Arbeit. Aber sie blieben in der Hauptsache Nahrungs- und daneben erst Beleuchtungsmittel. Es mußte damit gespart, ja zeitweise in Mißjahren sogar „geklemmt“ werden.

Aber etwas gabs und gibts noch im Lesachtal und Osttirol, mit dem man nie gespart hat, das Holz, und deswegen war es unseren Vorfahren der Hauptbeleuchtungsstoff.

Da brannten an den Winterabenden die Scheite, die Aste, die „Schaten“ in der Rauchkuchl am offenen Herd mit flackernder lodender Flamme und beleuchteten den schwarzen, berußten Raum. Dieses Herdfeuer und Abendlicht zugleich, mußte das Mus in der Pfanne kochen, die Gerste im Hafen sieden, das Kraut für die Hennen dämpfen, verschiedene Kessel und Töpfe in Siedehitze halten, nasse Kleider trocknen, in der „Esse“ an der Kuchldecke die Holz- und Spanscheite trocknen, die Fleischhenkel selchen, den Manderleuten, die tagsüber in Schnee und Kälte gearbeitet, die starren Glieder erwärmen und die gefrorenen Kleider auftauen, war also ein notwendiger und unentbehrlicher Licht- und Wärmespender.

In den Wohnstuben, die im allgemeinen erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts getäfelt wurden, ward in der Wand ein vier-eckiges Loch ausgemauert: „die Leuchte“. Darin brannten an den Winterabenden kleine Scheiteln und Späne aus dem trockensten und feinfaserigsten Holz, das man eigens für diesen Zweck ausgesucht hatte. Eine kleine Abfuhröffnung führte den Rauch von der Leuchte zum Kamin. Alle Leute oder Kinder hüteten diese Stubenflamme. Sie gab Licht und Wärme zugleich.

Außerhalb des Hauses war der „Kienspan“ und die „Buchtal“ (Fackel) der Beleuchtungsbehelf. Ja die Alten hatten starke Nerven. Mit Spanlichtern (den Span in der Hand oder in den Mund genommen, auch an den Hut gesteckt), hantierten sie herum, steckten ihn in die Ritze an der Wand und verrichteten ihre Arbeiten. Dabei zeigten die Leute eine unbegreifliche Sorglosigkeit, man empfahl sich der Obhut des Feuerpatrons St. Florian und werkelte mit dem funkenliebenden Spanbüschel arglos in Haus und Hof herum, oft ohne Rücksicht auf die feuerfahrende Umgebung.

Auf den Nachtwächter horchte man kaum. Seinen Spruch: „Hört ihr Leute, laßt euch sagen — der Hammer der hat zwölf geschlagen — gebt acht auf Feuer und Licht — damit kein Unglück geschieht“, war man gewohnt und machte sich keine Gedanken mehr darüber.

Gar manche Brände in früherer Zeit sind dieser Unachtsamkeit im Umgang mit Licht und Feuer zuzuschreiben. Und brannte es einmal, fehlte jeglicher Feuerchutz, die Feuerwehr. Gejang es nicht, den Feuerherd

mit dem Dorf- oder Hausbrunnen oder mit Erde zu ersticken, war alles verloren.

Als daher in den 1880-er Jahren die ersten Gend.-Posten im Lesachtal errichtet wurden, war diese Feuerpolizei ungern gesehen und man ist ihr ausgewichen. Und es kam mehr als einmal vor, daß ein Bauer oder Knecht während der Nachtzeit mit der Buchtal von der Wache erwacht, dieser sein Feuerbündel vor die Füße warf und, ohne erkannt zu werden, entkam.

Die Buchtal (Fackel) war auch das Weglicht in die Berge hinauf zum Heu- und Holzziehen, das Nachtlicht für die Fuhrleute, war auch Kirchweglicht. Wenn im Advent die Glocken zur Rorate und in der heiligen Nacht zur Mette leuteten, da blitzte es oben in den Berghöfen auf, den Kirchsteig herunter. Je näher der Kirche, desto größer wurde die Zahl der Buchtelflammen. Vor der Kirche steckte man sie mit dem Glutteil in den Schnee, damit waren sie ausgelöscht. War das eine eigenartige Poesie und Stimmung, dieser Gang durch die Stille der Nacht, unter den funkelnden Sternen, über dem glitzernden Schneegelände, im knisternden zuckenden Licht- und Schattenspiel der Feuerfackel.

Neben dem selbstgemachten Hauslicht gab es auch gekaufte Beleuchtung, die Wachskerze vom Kerzenzieher in der Stadt, sowie das Baumöllicht. Diese Gattungen waren zu meist Opferlichter, die man vor Statuen und Bildern des Heilandes, der Mutter Gottes und der Heiligen, in Kirchen, Kapellen und Stuben, an Sonn- und Feiertagen anzündete.

Die Chroniken und Mirakelbücher des Luggauer Klosterarchives verbuchen interessante Einzelheiten, wie Püger mit brennenden Lichtern weither oft tagelang, Kärntner, Tiroler und Italiener, nach Maria Luggau wallten.

Dann trat das Petroleum seine Herrschaft an und eine Unzahl von Lampen entstand, angefangen von den kleinen Tigelchen über die vielfältigen Laternen zu den Zylinderlampen der verschiedensten Arten. In Glasergeschäften gabs in den letzten Jahrzehnten, vereinzelt heute noch, Petroleumlampen für Nothelfer.

Die Gasbeleuchtung, meist nur auf die Städte beschränkt, machte vielen Lampen ein Ende. Karbidlicht hatte im allgemeinen eine kurze Lebensdauer, man hat es hauptsächlich in Bergwerken verwendet.

Der Siegeszug der Elektrizität im 20. Jahrhundert legte alle diese Lampenlichter mit wenigen Ausnahmen hinweg. Sie verschwanden bis auf vereinzelt Stücke, die man in die Museen brachte. Durch die Elektrifizierung unseres Landes und seiner Täler, auch des Lesachtalnes erstann die gegenwärtige Lichtquelle. „KELAG“ und „TIWAG“ spannen heute ihre Stromnetze von Kötschach-Mauthen bis Sillian und sind ein Segen für die Bevölkerung geworden.

Und Kienspan- und Fackelpoesie, Rauchkuchl, Stubenleuchte, Schmalz- und Öllampe sind vergessen wie die Geschlechter und Generationen, in deren Wirtschafts- und Kulturleben sie eingebaut waren.

Wie lange wird die Herrschaft des „Elektrischen“ andauern? Durch welche Lichtquelle wird etwa sie einmal abgelöst werden?